

Wolfgang Huber

Predigt in Lindow am Sonntag Reminiszere, 12. März 2017

2. Thessalonicher 3, 1-5

I.

Wir leben in aufregenden Zeiten. Dabei mögen wir jeweils etwas anderes aufregend finden: Für die einen sind es Ereignisse im persönlichen Leben: die Geburt von Kindern oder Enkeln, eine neue Liebschaft in Familie oder Nachbarschaft, beunruhigende Krankheit oder schmerzlicher Tod. Für die anderen sind es Ereignisse politischer Art, die sie umtreiben. Es vergeht kein Tag, an dem man nicht mit jemandem anderen über Trump oder Putin, über Erdogan oder Wilders, über Merkel oder Schulz diskutiert. Und auch, wer hätte das gedacht, in der Kirche geschehen aufregende Dinge. Katholische und evangelische Bischöfe fahren gemeinsam ins Heilige Land. der Papst empfängt nicht nur, wie das auch früher schon der Fall war, den Vorsitzenden des Rats der Evangelischen Kirche in Deutschland, sondern gleich eine ganze Delegation und nennt den Ratsvorsitzenden der EKD sogar in diesen Tagen öffentlich in dem ersten Interview, das er einer deutschen Zeitung gab, einen „guten Mann“, der „Feuer im Herzen“ habe. Und gestern fand in der Michaeliskirche in Hildesheim zum ersten Mal in dem halben Jahrtausend seit der Reformation ein ökumenischer Buß- und Versöhnungsgottesdienst statt, indem evangelische und katholische Kirche, verbunden mit den evangelischen Freikirchen und den orthodoxen Kirchen in Deutschland, ihre Schuld daran bekannten, dass Menschen wegen der Spaltung der Konfessionen Krieg erdulden und Vertreibung um ihres Glaubens willen erleiden mussten. In Erinnerung wurde gerufen, wie benachbarte Dörfer und Städte miteinander verfeindet waren, weil ihre Einwohner verschiedenen Konfessionen angehörten, wie Streit in die Familien einzog, weil ein Familienmitglied es wagte, einen Christen anderer Konfession zu heiraten, wie konfessionsverbindende Familien darunter litten, am Tisch des Herrn

voneinander getrennt zu sein. Heinrich Bedford-Strohm sagte ebenso kurz wie eindringlich, welche Schuld wir angesichts dieser Geschichte zu bekennen haben: „den Mangel an Nächstenliebe, der die Gottesliebe verdorren lässt.“

Was kann getan werden, wenn man das bekennen muss? Wir hören auf Wünsche des Apostels, die sich am Ende des Zweiten Briefs an die Thessalonicher finden:

„Weiter, ihr Brüder und Schwestern, betet für uns, dass das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde wie bei euch und dass wir gerettet werden vor falschen und bösen Menschen; denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding. Aber der Herr ist treu; der wird euch stärken und bewahren vor dem Bösen. Wir haben aber das Vertrauen zu euch in dem Herrn, dass ihr tut und tun werdet, was wir gebieten. Der Herr aber richte eure Herzen aus auf die Liebe Gottes und auf das Warten auf Christus.“ (2. Thessalonicher 3, 1-5)

//.

Der Sonntag Reminiszenz lädt uns zum Gebet füreinander ein: „Weiter, ihr Brüder und Schwestern, betet für uns“. Diese Bitte wird von Christen ausgesprochen, die unter Bedrängnis und Verfolgung leiden. Sie erbitten das Gebet ihrer Mitchristen, damit sie „gerettet werden vor falschen und bösen Menschen, denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding.“ In welchem Sinn die Empfänger des Briefs an die Thessalonicher Opfer von Verfolgung wurden, können wir im einzelnen nicht nachvollziehen. Aber dass der christliche Glaube in der Zeit der frühen Christenheit, einer Minderheitsgemeinde in einem heidnischen Umfeld, nicht „jedermanns Ding“ war, ist allgemein bekannt. In der Zeit der frühen Christenheit sollte der römische Kaiser als Gott verehrt werden. Gottgleiche Kaiser gibt es heute nicht mehr; aber Menschen mit Allmachtsfantasien tauchen auch heute auf. Und auch heute werden manche Stars angehimmelt; und manchen ist das Geld wichtiger als Gott. Heute werden wir gewiss Menschen, die „mit dem Glauben nichts am Hut haben“, nicht pauschal als falsch oder böse bezeichnen. Gott sei Dank

leben wir in einem Land, das die Glaubensfreiheit umfassend gewährleistet. Niemand muss sich davor fürchten, seinen Glauben zu bekennen. So sollte man jedenfalls denken. Trotzdem fürchten sich manche davor, am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft klipp und klar zu sagen, dass sie an Gott glauben und in Christus ihr Heil finden. Und wir wissen auch, dass für manche ein solches Bekenntnis nach wie vor gefährlich ist. Muslime, die Christen werden, können in ihrem Herkunftsmilieu durchaus unter Druck geraten und fürchten sich deshalb davor, ihren Glauben zu bekennen. Und wenn ihnen gar bevorsteht, wieder in ihre Heimat abgeschoben zu werden, wie jetzt einige derjenigen, die hier in Lindow Zuflucht gefunden haben, stehen sie erst recht vor großen Unsicherheiten. Wie wird es ihnen ergehen, wenn sie als Christen in ein Land zurückkehren, das sie als Angehörige der Umma, der islamischen Lebensgemeinschaft, verlassen haben? Wenn das Wort des Herrn weiterhin, wie der Briefschreiber sagt, „laufe und gepriesen werde“, dann brauchen sie Beistand. Unser Gebet für sie bestärkt sie im Vertrauen auf Gottes Treue, es ermutigt sie in der Gewissheit, dass Gott sie stark macht und vor dem Bösen bewahrt.

Manche gehen einen langen Weg. Vor zwanzig Jahren habe ich mehrfach Christen an der Wolga besucht, mit denen unsere Landeskirche durch eine Partnerschaft verbunden ist. Ich habe den Betsaal in Sarepta, einem Stadtteil von Wolgograd, wieder eingeweiht, in dem seit der Zeit Stalins sechzig Jahre lang kein Gottesdienst mehr gefeiert worden war. Als Werkstatt und Lagerhalle war der Gottesdienstraum missbraucht worden, bevor überhaupt die Möglichkeit dazu bestand, ihn wieder zu entrümpeln, ihn neu herzurichten und ihn aufs neue dem Gottesdienst zu widmen. Man braucht manchmal einen langen Atem, wenn man sich auf die Zusage verlässt: „Der Herr ist treu; der wird euch stärken und bewahren vor dem Bösen.“

Die Vorfahren der Christen, die nach sechzig Jahren wieder in diesem Betsaal in deutscher Sprache Gottesdienst feierten, waren vor ungefähr 250 Jahren, zur Zeit Katharinas der Großen, von Deutschland aus in Richtung

Wolga gezogen. Während des Zweiten Weltkriegs wurden manche von ihnen – unter dem Vorwurf, Nazis zu sein – weiter nach Osten in zentralasiatische Gebiete verschleppt. Hier ihrem Glauben zu leben, war noch schwerer als an der Wolga. Deshalb denken wir in diesem Jahr besonders an die Christen in diesen zentralasiatischen Gebieten: Kasachstan, Kirgisistan, Usbekistan, Tadschikistan, Turkmenistan. Fremde Namen; und doch verbindet uns mit evangelischen Christen, die es dorthin verschlagen hat, eine gemeinsame Geschichte. Nach wie vor ist es allerdings schwer für sie, ihrem Glauben gemäß zu leben und an ihre eigene Geschichte anzuknüpfen. Manche versuchen deshalb, diese zentralasiatischen Gebiete wieder zu verlassen; und einigen gelingt es unter großen Anstrengungen, an die Wolga zurückzukehren oder in Deutschland neu Fuß zu fassen. Welch ein aufregendes, spannungsvolles Leben. Und dies ist nur ein Beispiel für die vielfältigen Formen, in denen Menschen heute um ihres Glaubens willen verfolgt sind, in denen sie um ihres Glaubens willen Gewalt erleiden oder um ihr Leben fürchten müssen.

In islamisch geprägten Ländern prägt sich das unter dem Einfluss von islamischem Fundamentalismus besonders dramatisch aus. In vielen Ländern des Nahen Ostens, der Ursprungsregion unseres Glaubens, sind Christen allenfalls noch eine verschwindende Minderheit, bedroht und jeden Tag bereit zu fliehen. Die Terrororganisation „Islamischer Staat“, in deren Kalifat nur Menschen ein Bürgerrecht haben sollen, die sich dem ihrer Auffassung gemäßen rechtgläubigen sunnitischen Islam unterwerfen, lässt keinen Zweifel daran, was allen anderen widerfahren soll. Sie verlieren nicht nur das Bürger-, sondern auch das Lebensrecht. Dass die Terrordrohung auf ein Einkaufszentrum in Essen am gestrigen Tag mit dem „Islamischen Staat“ in Verbindung gebracht wurde, zeigt wieder, wie beunruhigend nah uns diese Bedrohung gerückt ist. Wir reden nicht nur über ferne Länder. Wir reden über etwas, das in jedem Land der Welt passieren kann, auch bei uns. „Wachet und betet“, kann man mit den Worten Jesu im Garten Gethsemane sagen.

Wachsamkeit ist nötig. Aber vor allem: Auf Gottes Beistand sind wir angewiesen, der uns stärkt und vor dem Bösen bewahrt.

///.

Aber wie könnten wir das allein? Viele Mitchristen habe ich getroffen, die auf nichts so sehr hoffen wie auf unser Gebet. Dann begleitet uns ihr Geschick plötzlich über Wochen und Monate, weil es zu einem Teil unserer Gebete wird: wir denken an die Kinder von Freunden in Südafrika, erinnern uns an eine mutige Christin aus Taiwan, die, ganz auf sich gestellt, darauf hofft, dass es in der Ferne jemanden gibt, der für sie betet. Aber man braucht diesen Mitchristen nicht persönlich begegnet zu sein, um zu wissen, dass unser Gebet sie stärkt und ihnen weiterhilft. Deshalb halte ich es für eine wichtige Einsicht des gestrigen Tages, dass das Gebet für andere Glieder der ökumenischen Christenheit zu den grundlegenden Aufgaben unserer christlichen Existenz gehört. Evangelische und katholische Christen haben sich in dem ökumenischen Gottesdienst in Hildesheim feierlich darauf verpflichtet.

Eine solche Verpflichtung gilt für die anderen christlichen Gemeinden am Ort, also beispielsweise für diejenigen, die sich regelmäßig in St. Bernhard zum Gottesdienst versammeln. Es gilt für christliche Kirchen und Gemeinden an anderen Orten, mit denen wir auf die eine oder andere Weise verbunden sind. Es gilt für die weltweite Christenheit, die wie wir ausgerichtet ist „auf die Liebe Gottes und das Warten auf Christus“. Keinem Christen werden wir das absprechen; und was sollte entscheidender sein als dies: dass wir uns auf Gottes Liebe verlassen und auf Christus warten.

Ja, wir leben in aufregenden Zeiten. Nicht weil eine Sensation die nächste jagt. Nicht weil wir alle Neuigkeiten in Echtzeit in uns aufnehmen können. Nein, aufregend sind die Zeiten, weil Gott uns treu ist und es auch auf nichts anderes ankommt als auf den rechten Kurs unseres Herzens: „Der Herr aber richte eure Herzen aus auf die Liebe Gottes und auf das Warten auf Christus.“ Amen.